

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 24 (1920-1921)
Heft: 2

Artikel: Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel
[Fortsetzung folgt]
Autor: Hoffmann, K. G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

druck „Sicherungen“ von dem Wiener Nervenarzt Alfred Adler stammt. Man kann auch seinem eigenen Leben und Erleben gegenüber sich als Zuschauer einstellen, sich so einstellen, daß man es in gewissen Grenzen als Schauspiel genießt. So verfährt der Dichter, für welchen notwendig ist, daß er stark eindrucksempfänglich ist, stark erlebt und der, um dichterisch schaffen zu können, doch stets besonnen, Zuschauer, Beobachter bleiben muß, dem all sein Erleben Stoff für die Gestaltung von Werken wird. E. L. M. Hoffmann begrüßte es, als er sich unglücklich und ehrlich unglücklich verliebte, weil ihn das produktiv machte. So gewinnt der Dichter, wenn er leidet, zieht aus seiner Dual Lust, indem ihm, was ihn persönlich auch quält, wie sehr er auch als Mensch leide, sein Schaffen doch lustvoll ist. Freilich hat alles seine Grenze, aber so lange sein Leid ihn noch produktiv macht, ist der Dichter g e s e i t. Poeteneinbildung, sagt Fontane, trägt über alles hinweg. Allerdings die Sache kann auch zu weit gehen, kann so weit gehen, daß das Individuum sozusagen nur noch Zuschauer und Beobachter ist, daß es seine U n b e f a n g e n h e i t allzusehr verliert; wie darüber Grillparzer klagte, daß er überhaupt nicht mehr fühle. Wenigstens als Mensch, daß er nur dichtend noch warm werde, zu sich selbst komme. Und ebenso spricht sich Maupassant aus über „die Kraft und das Elend des Schriftstellers“. „En lui aucun sentiment simple n'existe plus.“ Alles werde dem Schriftsteller Beobachtungstoff. Er analysiere alles, frage stets nach einem Warum? Er leidet und beobachtet sein Leiden, verleiht das Gewonnene seinem Gedächtnis ein. Er scheint zwei Seelen zu haben, eine davon notiert und kommentiert ständig. Und wer nicht diese zwei Seelen hat, der ist kein Dichter, kein Psycholog. Stark zu erleben, Phantasie zu haben und doch nüchtern, klarichtig zu bleiben, macht den bedeutenden Dichter. Freilich hat diese zwei Seiten jeder, aber doch nicht im gleichen Maße. Zu einer seiner berühmtesten humoristischen Figuren, zum Mr. Micawber, der ewig in Geldnot lebt, stets schwadroniert und auf die „glückliche Wendung“ wartet in immer neuer Selbsttäuschung, hat Dickens sein eigener Vater Modell gestanden. Er hatte ihn einmal gesehen und so mußte er ihn, ob es sein Vater auch war, darstellen, so unerbittlich scharf, wie er ihn gesehen. Und ebenso wenig wie irgend jemanden andern schont der Dichter sich selbst, verrät, ohne es zu wissen sogar, das Geheimnis seines eigenen Lebens. Ohne es zu wollen, stellt der Dichter sich dar, wie er ist denn zuerst schöpft er immer aus sich. Wer nicht durchschaut sein will, darf nicht dichten.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben des Zürcher Historienmalers Ludwig Vogel.

Von R. E. Hoffmann, Bollikon.

II.

In der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes wurde Ludwig Vogel mit so vielen guten Lehren und Ratschlägen, die ihm seine Zürcher Lehrer und die Freunde seines Vaters erteilten, überschüttet, daß er meinte, „er brauche z e h n Jahre, um sie alle zu befolgen.“ Als ihm an der Akademie zunächst nicht erlaubt wurde, nach den Gipsstatuen des Antikensaales zu zeichnen, suchten jene ihn in ihren Briefen, trotzdem sie ihn auf Homer

und die alte Kunst hingewiesen hatten, zu „trösten“: Der Weimarische Hofrat und Freund Goethes Joh. Heinrich Meyer, mit dem Ludwigs Vater ebenfalls befreundet war, pries ihm die Gemälde der niederländischen Maler Metsu, Teniers, Terborch, Mieris und Dow als Vorbilder an. „Freilich — lautete der Schluß seines Briefes — darf und soll es Ihnen freistehn, in Ihren Gedanken und Erfindungen einen eigenen Weg zu versuchen; denn die Zeiten, die Sitten, ja die Menschen sind jetzt anders, als man sie in jenen Bildern dargestellt findet, und eine streng unterwürfige Nachahmung dessen, was längst vergangen und nicht mehr im Leben, sondern nur noch in den Monumenten der bildenden Kunst da ist, wird immer nur von sekundärer Beschaffenheit sein und sich folglich nie lohnen.“ (10. Juli 1808). — Fast schien es Vogel, als hätte er klüger getan, in München zu bleiben, dessen Galerie schon damals wegen ihrer niederländischen Gemälde berühmt war. — Conrad Geßner, der in Zürich sein Lehrer gewesen war, warnte ihn vor zu vielem Kopieren und der Zürcher Obmann Füßli sprach ihm Mut zu, wenn ihm der Weg der Kunst gar zu schwierig und die Mühe des Künstlers gar zu sauer schien: „Es ist lange nicht ausgemacht, schrieb ihm Füßli, daß derjenige Künstler der glücklichste sei, der seine Laufbahn in der Jugend mit außerordentlichen Schritten anfängt. Die Erfahrung und Geschichte der Künstler selbst möchte uns beinahe des Gegenteils überzeugen.“ Dann nannte er ihm Künstler, die schon in ihrer frühen Jugend große Anlagen zeigten und doch in ihrer späteren Entwicklung nicht über ihre frühesten Werke hinauszuwachsen. Diesen Künstlern stellte er die bekannteren Schweizer Maler Aberli, Salomon Geßner, Freudenberger, Rieter und Landolt gegenüber: „Diese Männer machten in ihrer Jugend wenig Epoche, schlossen aber ihre Laufbahn mit desto mehr Ruhm. Aberli machte sein bestes Gemälde in seinem zweiundsiebzigsten Jahr, und was tat Salomon Geßner und jetzt noch Landolt und Rieter!“ (6. April 1809). — So lange aber konnte doch der ungeduldige junge Ludwig Vogel nicht zuwarten, bis sich sein Talent offbaren und ihm ein rühmliches Werk gelingen werde! —

Mehrmals ging er ernsthaft mit sich zu Räte, ob es anginge, weiterhin bei den Berufen, den der Malkunst und den des Konditors, nebeneinander zu treiben, oder ob er nicht besser zum „Läckerlen“ in's „Gelbe Hörnli“ nach Zürich zurückkehren solle. Diese Unentschiedenheit bedrückte ihn in Wien schwer, bis sie durch seinen Vater oder vielmehr durch die glücklichen Vermögensumstände, in welche dieser kam, gelöst wurde. Seine innere Unruhe wurde auch durch die äußeren politischen Ereignisse, in denen Wien plötzlich zum Schauplatz kriegerischer Aktionen wurde, vermehrt: Aus den Briefen Vogels erfährt man, wie schon im Spätherbst des Jahres 1808 in Wien Gerüchte von einem Krieg mit Frankreich auftauchten. Österreich wünschte die Macht Napoleons zu stürzen, während dessen Truppen mit der Niederwerfung der Spanier beschäftigt waren. Napoleon aber marschierte im Frühjahr 1809 nach mehrtägigen siegreichen Gefechten durch Bayern gegen Wien und setzte sich nach kurzer Belagerung in Besitz der Stadt. Die Erlebnisse in jenen aufregenden Tagen schilderte Ludwig Vogel den Eltern in seinen Briefen in Tagebuchform: „An der Niederlage der österreichischen Truppen, die fluchtartig nach Wien zurückgedrängt wor-

den waren, war die ungeschickte Leitung ihrer Offiziere Schuld. Die Mariahilfer Vorstadt wurde zuerst von der französischen Avantgarde besetzt. Die Österreicher zogen sich am Abend des 10. Mai bis auf den letzten Mann



Appenzellerin aus Inneroden.

in die Stadt hinein." Vogel, der in der Vorstadt geblieben war, besah sich aus nächster Nähe die neuen Gäste: „Sie waren nichts weniger als wütend, sie lagen ganz lustig auf den Straßen herum und lachten und machten Spaß, wie sie immer sind!“

Das Hauptquartier Napoleons befand sich in Schönbrunn. Am Donnerstag, den 11. Mai, empfing der Kaiser dort eine Gesandtschaft hochstehender Wiener Magistratspersonen, an deren Spitze der Erzbischof stand und die ihn um Schonung der Stadt baten. Gleichwohl wurde die Innenstadt in der folgenden Nacht bombardiert. Mehrere schwere Brände wurden dadurch hervorgerufen. Schon am 9. Mai war die schöne Franzbrücke ein Raub der Flammen geworden. — Die schauerliche Beschießung Wiens sahen Vogel und seine Freunde aus ihrem Quartier in der Nähe der Caroluskirche ohne besondere Gefahr an; sie waren froh nicht wie andere in die Stadt geflüchtet zu sein. Am nächsten Morgen vernahm man, daß während der Beschießung der Kommandant der Stadt Erzherzog Max mit dem größten Teil der Besatzung sich über die Donau zurückgezogen habe, noch bevor der Prater auf dem jenseitigen Ufer von den Franzosen eingenommen war und die Donaubrücken verbrannt waren. Man hoffte noch immer auf Entsatz durch Prinz Karl, der Napoleon dann in der Schlacht bei Aspern entgegentrat und bei Wagram besiegt wurde; aber diese Hoffnung war vergebens. Am 13. Mai 1809 zogen die Franzosen in Wien ein. — Schon im folgenden Monat brach in der Stadt eine Teuerung aus, die alle Ähnlichkeit hatte mit derjenigen, die Wien in neuester Zeit erlebte: „Bei Bäckern und Fleischern war so ein Gedränge, daß Kinder sind erdrückt worden. Die Polizei macht alle in Reihen stehen, die Brod, Fleisch oder Mehl wollen, und so ist von jedem Bäckerladen an ein Zug die ganze Straße hinauf und doch muß die Polizei wacker zuschlagen. Wie wir am Mittwoch nach Hause gingen von Schönbrunn, es war etwa um neun Uhr abends, da lag vor einer Mühle die ganze Straße voll Menschen, die Matrasen und Mäntel mitgenommen hatten und auf ein paar Pfund Mehl zuwarten mußten, bis sie zukommen konnten.“ (21. Juni 1809). — Erst im November 1809, nach dem Abschluß des „Wiener Friedens“ wurde die Stadt von der französischen Besatzung geräumt.

Natürlich war es während der Wochen der Besetzung der Wunsch aller Wiener Napoleon zu sehen. Täglich strömte die Volksmenge nach Schönbrunn, wo er im Schloß sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Auch Vogel und seine Freunde eilten hinaus: „Ich bin schon 4mal expreß hinausgelaufen, um mein Glück zu versuchen und den Kaiser zu sehen, aber immer vergebens. Gestern gingen Pschorr und Overbeck am Morgen auf die Parade hinaus, wobei er sehr oft gegenwärtig sein soll, und wirklich gelang es ihnen. Sie waren ganz entzückt von dem obgleich ganz einfachen, aber doch majestätischen Benehmen und Blick; kurz, Pschorr, der Geschichts- und Schlachtenmaler, sagte, „wenn ein Mann wert sei, die Welt zu beherrschen, so sei es gewiß Napoleon; er stehe so fest, so ruhig und erhaben da, wie ein unerschütterlicher Fels.“ Es würde mich, glaub' ich, halb zu Tod ärgern, wenn ich diesen großen umfassenden Kopf nie betrachten könnte. Gott weiß, was er jezt für einen Hauptstreich im Werk hat; man zerbricht sich hier den Kopf, ihn zu erraten, und gewiß wird er etwas tun, woran niemand dachte. Seine Garderegimenter sind herrlich, alles halbe Riesen und erfahrene Krieger; man glaubt, wo die eindringen, könnte nichts widerstehen. Überhaupt was man jezt für eine Mannigfaltigkeit von Uniformen überall sieht, ist erstaunlich; ich kenne kaum die Hälfte. Herrn Rochers*)

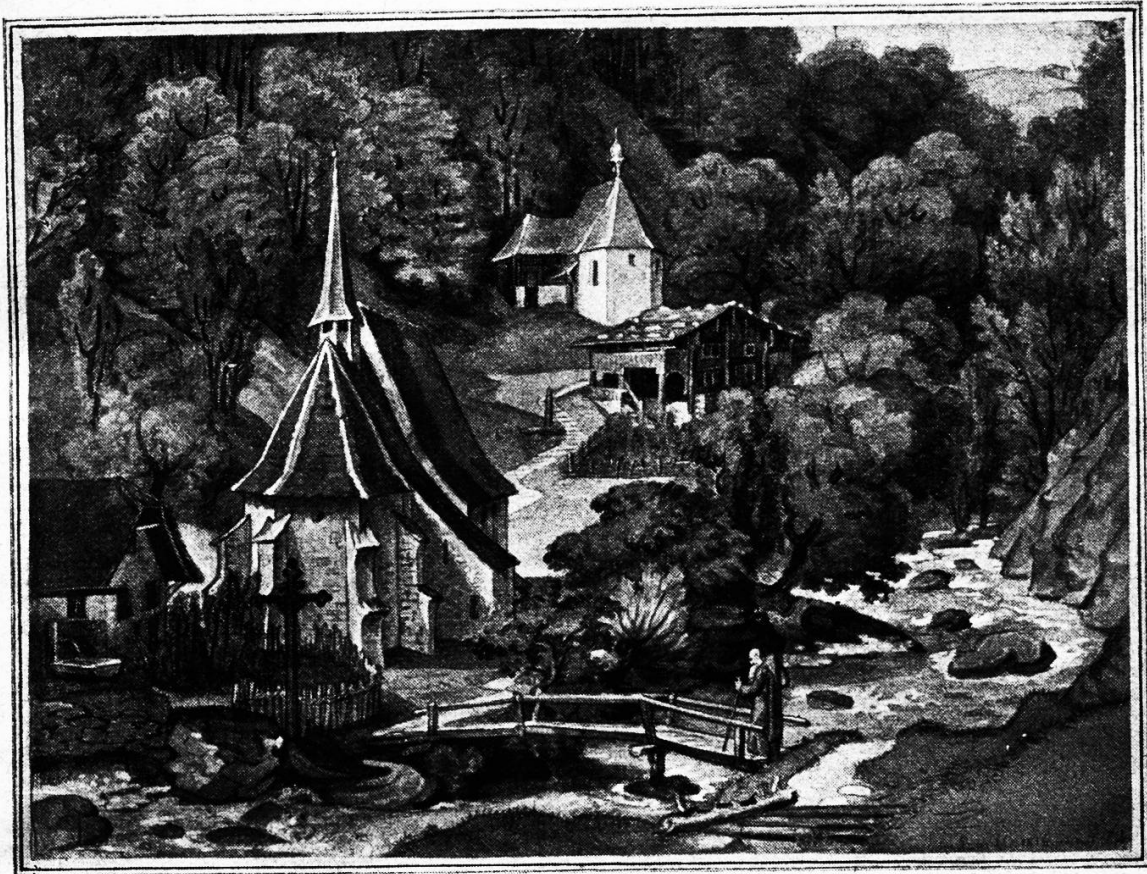
*) Zuckerbäckergehilfe im „gelben Hörnli“.

Landsleute gefallen mir besonders gut, nämlich die Chevauxlegers mit ihren mächtigen Rosschweifen; sie erinnern mich immer an alte Rittersknechte, so männlich sehen sie aus . . ." so meldete Vogel am 21. Juni 1809 den Eltern. — Im September hatte er dann das Glück, den Kaiser wirklich zu sehen: „mir klopfte ordentlich das Herz, als er in einem Gewimmel von Marschällen und Großen aller Art so unbefangen die Stiege des Schlosses herabkam, als sähe gar niemand nach ihm. Er stieg zu Pferd — das war aber nur ein Moment und ich konnte nicht nahe hinzukommen, so daß ich ihn gesehen und nicht gesehen habe." (9. September 1809).

Es war kein Zufall, sondern lag in Vogels persönlichem Miterleben der damaligen Zeitgeschichte tief begründet, daß er den Freiheitskampf und das kriegerische Heldentum seiner Heimat in der „Rückkehr der siegreichen Eidgenossen von Morgarten", im „Tell" und in andern Entwürfen aus der vaterländischen Geschichte der Schweiz darzustellen gedachte, daß er sich — zunächst freilich noch in Sympathien für die Heldengestalt Napoleons befangen — der künstlerisch und sittlich großen Aufgabe bewußt wurde, dem Schweizervolk in vaterländischen Gemälden seine Geschichte und in unzähligen Studienblättern seine besondere volkstümliche Kultur mahnend vor Augen zu halten.

Wie Vogel sich in Wien seines vaterländischen Künstlerberufes bewußt wurde, schilderte er dem berühmten Jugenderzieher Joh. Heinrich Pestalozzi, in einem Briefe vom Jahre 1811: „Mehr als alles erfreulich und wichtig" — schrieb er in jenem hochbedeutsamen Briefe — „ist mir aber die gütige Teilnahme, die Sie mir für meinen jetzigen Beruf und für das besondere Kunstfach bezeigen, das ich mir als mein Liebstes erwählt habe, nämlich Bilder meines theuern Vaterlandes zu malen, wo erstaunenswürdige Kraft mit Bescheidenheit und frommer Einfalt verbunden mehr als fast nirgends anders zu Hause waren. Die vorzügliche Veranlassung dieser meiner Wahl war — Ihnen darf ich es wohl gestehen — eine Art Heimweh, das ich bei meinem früheren Aufenthalte in Wien hatte: ich lernte dann erst unsere Schweiz recht schätzen und lieben, als ich von ihr entfernt war. — Das viele Neue und Brächtige, was mir eine Groß- und Residenzstadt darbot, betäubte mich anfangs; aber bald waren meine vergnügtesten Stunden, wenn ich mich wieder in meinen einsamen Sommerfußreisen in die Waldstätten und das Berneroberrland zurückträumte. So eine herrliche große Natur, dachte ich dann, fordert wahrlich ihre Bewohner auf nie von dem edlen Geist unserer Vorfahren abzulassen. Meine liebste Lektüre war Müllers „Geschichte der Eidgenossen"; ich fand da Züge, die der Kunst ebenso würdig gewesen wären wie vielleicht jene aus der Zeit der Patriarchen in der Bibel; nur daß unsere Voreltern nicht in so unmittelbarem Verhältniß mit Gott standen wie jenes auserwählte Volk — aber hier wie da äußerten sich die natürlichen Tugenden und selbst die Laster mit starken Farben und sie wurden noch nicht wie in späteren Jahrhunderten zu dieser Charakterlosigkeit amalgamiert, die der hohen Kunst unwürdig ist, weil sie ihr keinen sprechenden Stoff geben kann. Den grellen Kontrast, den die jetzige Schweiz mit der alten macht, lernte ich mit Wehmut immer mehr einsehen; ich gab aber die Hoffnung nicht auf, daß, wenn der Himmel einem Künstler seinen Segen schenken würde und dadurch seine Bilder jenen

rühmlichen Geist unserer Väter recht lebhaft in die Erinnerung zurückzurufen könnten, so könnte er doch da und dort dem gänzlichen Erkalten des vaterländischen Sinnes und der Liebe der alten Tugenden etwas entgegenarbeiten. — Dies schien mir ein schöner Zweck und so schwach meine Kräfte sind, so sah ich denn doch, daß mir nichts so sehr aus dem Herzen entstehen würde, als solche Bilder, und ich suchte mich durch einige kleinere Versuche, die noch nicht eigentlich geschichtlichen Inhalts waren, in dieses Fach hineinzuarbeiten, in dem ich mich jetzt, da ich an der Urquelle der Kunst und im Angesicht der herrlichsten Muster bin mich weiter zu bilden sehnlich wünsche. — Dieses Vorhaben billigen also auch Sie mit mehreren mir ungemein schätzenswerten Männern meines Vaterlandes.



Im Kunst, Einsiedelei des Bruder Nikolaus von der Glie.

Der Schluß Ihres Briefes, daß Sie nämlich große Hoffnungen auf mich nähren, wird mir zwar ein steter und starker Sporn zum Weiterstreben sein; aber es ist mir zugleich demütigend, weil ich daraus deutlich sehe, daß zu nachsichtige Beurteiler Ihnen mehr müssen von mir gesagt haben, als ich wahrlich verdiene; denn wenn Sie wüßten, wie ich oft traurige Stunden habe, weil sich mit jedem kleinen Schritt, den ich vorwärts tue, das hohe Ziel der Kunst von mir entfernt; — und dann die Lage meines Vaterlandes, wo ich jeden Tag die Auflösung dessen erwarten muß was mich begeistert — vielleicht selbst des Namens „Schweiz“! — Sie schreiben mir zwar, ich solle die Welt vergessen und der Kunst leben, aber wenn ihre Ereignisse so schmerzhaft selbst in mein Kunstfach eingreifen — wie ist mir das möglich, wenn ich bei meinen Arbeiten immer denken muß:

ach, das ist alles nicht mehr, — es ist sogar bald die Möglichkeit benommen, es wieder zu werden, — wie soll ich glücklich bei meinen Arbeiten sein und wie sollen sie freudigen Eindruck auf andere machen können! — Bei solchen Gedanken bedarf ich wahrlich Trost, und wünsche sehr mit Ihnen, wertester Herr Pestalozzi, einmal darüber sprechen zu können. Sie wünschen so sehr alle Menschen glücklich zu wissen und würden auch mir in diesem Punkt gewiß manches Aufmunternde und manche zu meinem Zweck nützliche Idee mitteilen.

Behalten Sie mir nur als Freund meines Vaters Ihre liebevolle Teilnahme bei, so wird es, will's Gott, nach meiner Rückkehr möglich werden. Ich weiß nur, um mir Mut zu machen, nichts anderes zu sagen, als daß man nicht nur für das jetzige Geschlecht, sondern auch für folgende soll zu wirken suchen und so sehr auch im Ganzen die Nachkommen ausgeartet seien, so sei deswegen das, was die Vorfahren Gutes und Großes getan, nicht minder verehrenswert! —"

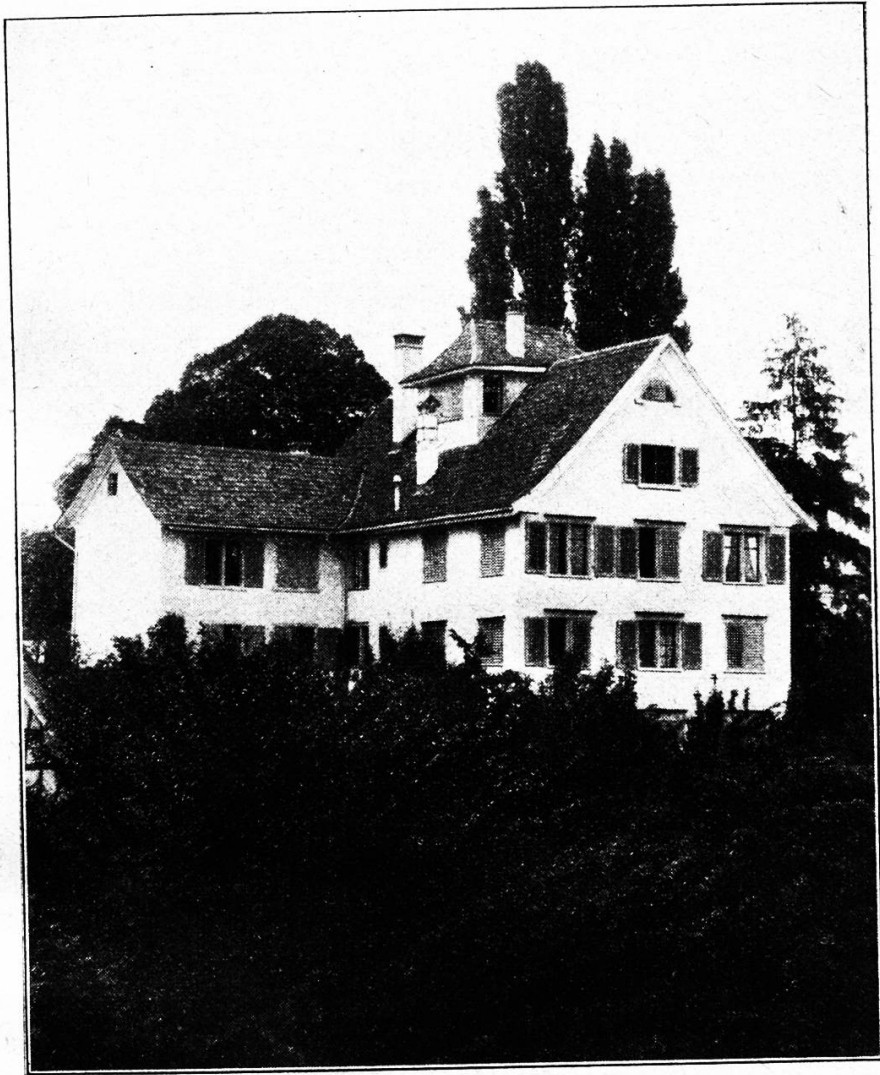
Wie sehnte sich Vogel aus der staubigen Luft Wiens, wo er während der Belagerung monatelang kaum einen grünen Baum oder Wiesenfleck zu Gesicht bekam, nach den heimatlichen Bergen! — Eine besondere Vorliebe hatte er für den R i g i. Er kannte dort Weg und Steg bis hinauf zum Rulm. Als ihm der Vater einen Rigispaziergang beschrieb, „freute er sich kindisch, sprang im Zimmer herum und hätte jauchzen mögen, als wäre er auf der Alp.“ „Ja, wenn ich einmal unsere Berge erklettern kann, wie will ich auch jauchzen und über das staubige, ekelhafte Wien lachen. Habe ich einmal meine Studien gemacht, so soll man mich auch bei den Haaren nicht mehr in diese verpestete Luft zurückreißen und auf dem Rigikulm will ich dann Gott danken, daß ich die S c h w e i z mein Vaterland heißen kann!“ (Wien, 20. August 1809).

Damals schon erfüllten ihn die P l ä n e, die er später begeisterten Herzens zur Ausführung brachte: „ich werde, erklärte er dem Vater, anders die Schweiz bereisen, als ich es bisher getan habe; ich werde suchen allerorten an Pfarrer, Vorgesetzte, Landammänner Empfehlungen zu erhalten und Bekanntschaften zu machen, um alle alten Sagen und Scharfeken und Merkwürdigkeiten zu sammeln; ich werde auch alle in der Geschichte merkwürdigen Plätze genau zeichnen und, wenn es eine bloße Heide wäre — und Schweizerkostüms will ich sammeln, daß einem das Herz im Leibe lacht. Kurz, das Ding soll dann schon gescheiter angegriffen werden. Jetzt behelfe ich mir mit altdeutschen Kostümen, so gut ich kann.“

In vielen hundert solchen vaterländischen Studien und Skizzen, die er nach seiner Rückkehr in allen Teilen des Schweizerlandes anfertigte und die uns in schlichter und charakteristischer Weise Landschaft und Volksleben, Dörfer und Städte, Kirchen, Rat- und Schulhäuser, Schlösser und einfache Alpbütten in ihrem Äußeren und Inneren, Brunnen und Brücken, Einrichtungen wichtiger nationaler Industrien z. B. der Hausweberei und Stickerie, sowie Handwerksräume mit ihren Maschinen und Werkzeugen, Volksfeste und kirchliche Zeremonien, Volkstypen und Volkstrachten vor Augen führen, erwies er sich später als einer der g r ö ß t e n K u l t u r d a r s t e l l e r seines Landes und Volkes! — In dieser unvergleichlichen Sammlung von Zeichnungen, die alle unmittelbar „aus der Natur geschöpft“ sind, liegt der dauernde Wert der erstaunlichen Künstlerarbeit Lud-

wig Bogels beschlossen: Ein großer Teil dieser Zeichnungen ward mit Recht dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich geschenkt. Aus ihnen tritt uns ein überraschend großes Bild der künstlerischen Persönlichkeit Ludwig Bogels entgegen!

Es ist äußerst lehrreich, aus Bogels umfangreichem Briefwechsel, der bisher ungedruckt ist, zu ersch'n, wie die mannigfachen Widerstände, die ihm in Wien begegneten, ihn wohl zeitweise tief verstimmen und bedrücken, ihn aber im Grunde seines Wesens doch schließlich nur fördern konnten! — Wie ein Wink des „Schicksals“ mußte es ihm vor-



Oberer Schönenberg.

kommen, daß man ihm an der Akademie lange Zeit verbot nach den Statuen des griechischen Altertums im Antikenjaal zu zeichnen. Wie wenig hatte die Antike für seine Entwicklung zu bedeuten! Weit mehr zog es ihn immer zur Natur! Aber da er während der Belagerung Wiens und während der österreichischen Kämpfe auch von dieser abgeschnitten war und auch die Akademie ihren Schülern ihre Säle verschlossen hielt, blieb ihm vorerst nur übrig, sich nach Vorlagen zu üben und die Holzschnittillustrationen alter Chroniken und Urkunden, sowie geographischer und literarischer Werke, die ihm meist der Vater in unversieglischer Spenderfreude

übersandte, zum Muster zu nehmen. Indem er sich in diese alttümlichen Sachen eigentlich „verliebte“, verfiel er allzusehr in den Fehler, die Natur „durch die Augen der alten deutschen Meister anzusehn und gab ihr zu schneidende Umrisse.“ Er selber sprach sich in einem Brief, in welchem er die altdeutsche Kunst gegen die Einwendungen des Obmannes Füßli in Schutz nahm, über diesen Fehler aus: die Nachahmung jener Meister habe ihn verhindert, „die Natur unbefangen aufzufassen und unmittelbar aus ihr zu schöpfen, während jene uns nur auf die Natur hinweisen sollen, weil ihre Vortrefflichkeit darin besteht, daß sie ihr am nächsten gekommen sind.“ —

Sich von diesen formalen Einflüssen zu befreien und der Natur unmittelbarer gegenüber zu treten — dazu wollte sich Ludwig Vogel nach Italien begeben. Denn dort, hoffte er, „werde es ihm gelingen, seine Phantasie zu stärken und sein Herz zu erwärmen, wenn er unmittelbar aus dem Urquell der Natur schöpfe.“ (Wien, 9. Januar 1810.)

Ein Gemälde („die Verlobung“, nach Geßners Idylle „das hölzerne Bein“), das Vogel im Sommer des Jahres 1809 als Probestück nach Zürich gesandt hatte, war von Füßli sehr ungnädig aufgenommen worden. Nur Füßlis Tochter Süssette mochte anders über dieses Bild denken!

Mehrere andere Kompositionen hatte Vogel in Wien unternommen, deren Motive alle auf seine „Heimwehstimmung“ hindeuten: so die Heimkehr Lienhards, die Heimkehr eines Schweizerkriegers, die Heimkehr des Alpenjägers u. a. m. und endlich die mehrmals abgeänderte große Komposition: „Die Rückkehr der siegreichen Eidgenossen nach einer Schlacht.“ „Der Schauplatz dieser Heimkehr ist die Gegend bei Schwyz. Der Zug der heimkehrenden Helden kommt vom Sattel (d. h. aus der Gegend vom Morgarten) herab und ist im Begriff, nach Schwyz und an den Vierwaldstättersee hinabzuziehen.“ — Von diesem Gemälde wurde jedoch nur die Landschaft des Hintergrunds und einige Personenumrisse noch in Wien fertig — im Mai 1810 nahm er es nach Italien mit.

Der Drang zur Natur war es, was Ludwig Vogel schon im Jahre 1809 an einen Aufenthalt in Italien denken ließ! — Erst hatte er geplant, mit seinem einstmaligen Zürcher Lehrer, dem Porträtisten J. Dri, dahin zu reisen; doch schien es ihm im Jahre 1809 dazu zu früh; er meinte, „unvorbereitet werde er nur mit blinden Augen in Italien umhertappen!“ — Dann aber nahm der Freund des Zürcher Ratsheeren, der aus Stein a. Rh. gebürtige Wiener Hofrat Büel den Plan wieder auf, und endlich waren die Wiener Freunde Ludwig Vogels entschlossen, gemeinsam dahin zu wandern. Die Trennung von den Lehrern der Wiener Akademie schmerzte sie weniger als der Abschied von der Familie Hottinger, bei der Ludwig Vogel, auch wenn er längst nicht mehr bei ihr wohnte, doch immer noch wie ein Sohn zu Hause war! Wie nah war ihm der Tod des guten Vaters Hottinger gegangen, der im November 1809 an der Sorge über den Ruin seines Geschäftes gestorben war! Wie teilnehmend und Teilnahme erweckend lauteten Vogels Briefe über diese Familie und bewirkten, daß auch die Eltern in Zürich sich ihrer helfend annahmen. Die Freunde gingen damals bei sich zu Rat und fanden, „daß, ein wie schweres Schicksal die Vorsehung der Familie Hottinger auferlegt habe, doch immer ihre Hand über derselben wache, denn das innige Verhältniß der Familie und ihre

selten herzliche Liebe und Eintracht — wie vieles ersetzt ihnen die nicht das, was hingegen viele reiche Familien haben und denen ihr Reichthum hingegen keine Lebensfreude gewährt, weil sie sich nicht lieb haben.“ — Wenn aber Vogel daran dachte, wie leicht auch ihn ein solcher schmerzlicher Verlust hätte treffen können: — „o so ist mir, schrieb er dann nach Hause, als wäret Ihr mir doppelt geschenkt! — wie glücklich, wie himmlisch wollen wir doch einmal beisammen leben, wenn es der Himmel will, daß ich ein geschickter Maler meines lieben Vaterlandes werden könne, daß Ihr Lieben gesund bleibt und mir einst ein Wesen zu Theil werden laßt, das mit mir eine Seele ist!“

Und in seinem letzten Wiener Briefe ließ er dann die Familie Gottinger noch einmal Revue passieren:

„Der Abschied von den theuern Gottingers wird mir von Stund' zu Stund' schmerzlicher; es ist das erste Mal, daß ich mich von andern Lieben als meinen Eltern trennen muß und ich fühle, wie hart das ist! — Die Mutter Gottinger — sie ist mir dies im eigentlichen Sinne gewesen; die vortreffliche Regula — in ihr habe ich erst recht einsehen gelernt, wie ein Mädchen sein soll; wollte Gott, es gäbe viel solche: es sind in unserer jetzigen Welt seltene Edelsteine und die müssen in einer großen Menge Schutt hervorgesucht werden; dann die Lisette, eine recht herzlich gute Seele, und Jacques, die Güte selbst; — und dann die zwei kleinen Mädchen, die lieben guten Kinder, ich kann mich gar nicht satt an ihnen sehen; die dicke Rieke, recht für den Haushalt geschaffen, und der kleine Heinrich mit den klugen Augen, die so viel für die Zukunft versprechen; zuletzt der Conrad: (dieser sollte auf Kosten des Rathsherrn die Reise nach Rom mitmachen) — er ist mir herzlich lieb und teuer, jetzt verstehen wir uns, was im Anfang meines Hierseins gar nicht der Fall war, er hat sich aber in der Zeit sehr geändert, so wie ich auch — kurz, nebst Euch, Ihr Lieben, ist mir niemand so nahe am Herzen wie diese seltene Familie!“ — (Wien, 12. Mai 1810).

Nachdem der Tag der Abreise mehrmals festgesetzt und mehrmals verschoben worden war — denn noch wollten die Malerfreunde bei der Vermählungsfeier von Regula Gottinger am 11. Mai zugegen sein — machten sich Ludwig Vogel und seine Freunde, mit Ausnahme von Josef Sutter, dem es an Mitteln mitzureisen fehlte, am 15. Mai 1810 auf den Weg nach dem Land Italien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kurpfuscher.

Das letzte Mal, lieber Leser, habe ich Dir das Bild des Hausarztes gezeichnet, als des idealen Beraters in allen Deinen körperlichen Nöten, und habe Dir ans Herz gelegt, diese Institution zu benützen, zu fördern und auszubauen.

Um Dich in diesen Absichten nachdrücklich zu bestärken und zu unterstützen, liegt es mir daran, Dir heute noch ein anderes Bild vorzuführen — das Bild eines Vertreters jener Gilde von Dunkelmännern, die mit hochtrabenden Worten und Versprechungen, verbrämt mit dem Deckmantel höchster Wissenschaftlichkeit, Dein Ohr betören, Deinen Sinn verwirren,